Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 173. **Montag** den 5. April 1897. **91. Jahrgang.**

„Cartell" und „Vereinbarung".

In dem „Vaterland" findet sich in Nr. 13 von diesem Jahre eine Erklärung, welche zwar zunächst nur die bevorstehende Landtagswahl im 9. sächsischen Wahlkreise betrifft, allein für das ganze Verhältniß der Ordnungsparteien zu einander bei den Wahlen von einschneidender Bedeutung ist. In dieser Erklärung werden folgende Sätze aufgestellt:

1) Ein Cartell besteht in Sachsen überhaupt nicht.

2) Die am 28. März 1892 von sämmtlichen Mitgliedern der Ordnungsparteien im Landtage abgeschlossene und unterschriebene „Vereinbarung" beabsichtigte keineswegs, die Parteien in der Ausbreitung ihrer Organisation zu hemmen, oder ihren gegenwärtigen Besitzstand zu gewährleisten.

3) Die Entscheidung über den zu wählenden Candidaten bleibt vielmehr unter allen Umständen den Wählern überlassen."

Diese Sätze bedürfen einer unbefangenen Beleuchtung auf Grund der gegebenen Thatsachen. Ein Cartell **hat** in Sachsen bestanden vom Anfang 1887 bis Anfang 1892. Mit Hilfe desselben wurden bei den Reichstagswahlen von 1887 sämmtliche socialdemokratische Kreise und überhaupt von den 23 sächsischen Reichstagswahlkreisen 22 für die Ordnungsparteien gewonnen. Am 5. Februar 1892 kündigte der damalige Vorsitzende des conservativen Landesvereins, Freiherr v. Friesen, dies Cartell ohne Angabe von Gründen.

Zum Ersatze desselben (so nahm man damals an und so muß man noch annehmen) entstand die „Vereinbarung" vom 28. März 1892 — wie glaubhaft versichert wird, infolge einer Anregung von maßgebendster Seite aus. Dieselbe enthielt folgenden Passus:

„Im Interesse des öffentlichen Wohls erklären die unterzeichneten Mitglieder beider Ständekammern, daß sie nach wie vor (!) gewillt sind, für die Sicherung eines Zusammengehens bei öffentlichen Wahlen einzutreten."

„Nach wie vor!" Darin lag eine zweifellose Hindeutung darauf, daß die „Vereinbarung" an die Stelle des Cartells treten solle. Nun sprach letzteres in Punct 2 aus:

„Es wird in der Regel in denjenigen Wahlkreisen, in welchen bisher ein Abgeordneter einer dieser drei Parteien (Conservative, Nationalliberale und alte sächsische Fortschrittspartei) sich im Besitz des Mandates befunden hat, dieser wieder gewählt oder, so weit er das Mandat nicht wieder annehmen kann oder will, **der Ersatzmann von derjenigen Partei des Wahlkreises bestimmt**(!), welcher der bisherige Abgeordnete angehört hat."

Nach dieser Regel ist denn auch thatsächlich sowohl unter dem Einfluß der „Vereinbarung", wie vorher unter dem Cartell, verfahren worden; man hat sich gegenseitig „den Besitzstand gewährleistet." Was hätte sonst auch das „Nach wie vor" bedeutet?

Wenn die Erklärung im „Vaterland" sagt, die Entscheidung über den zu wählenden Candidaten sei „**unter allen Umständen** der Wählerschaft geblieben", so widerspricht auch dies den Thatsachen. Es mag u. A. nun daran erinnert sein, daß bei der letzten Reichstagswahl in Leipzig eine lange gemeinsame Berathung und endliche Verständigung der Vorstände beider Parteien (der conservativen und der nationalliberalen) der Aufstellung des Candidaten voranging.

Gewiß werden die Parteileitungen (und das ist nicht blos eine „Gepflogenheit" der conservativen Parteileitung) den Wählerschaften eine entscheidende Stimme bei der Auswahl des Candidaten einräumen, nicht einen solchen ihnen octroyiren, aber doch nicht „unter allen Umständen". Würde z. B. eine nationalliberale Wählerschaft einen Candidaten aus ihrer Partei aufstellen wollen, während in dem betreffenden Wahlkreise deren „Besitzstand" für einen Conservativen oder Fortschrittler spräche, so würde, davon bin ich überzeugt, die nationalliberale Parteileitung es für eine Pflicht der Loyalität halten, sie davon abzumahnen. Wie sollte auch wohl ein „gesichertes (!) Zusammengehen" der Ordnungsparteien (für welches die Mitglieder der Vereinbarung „eintreten" zu wollen erklären) ohne eine im Voraus festbestimmte Regel denkbar sein? Wäre dann nicht zu besorgen, daß bei jeder solchen Neuwahl mehrere Candidaten sich befehdeten und dadurch — bei den Reichstagswahlen wenigstens — die Sache der Ordnungsparteien aufs Höchste gefährdeten, die der Socialdemokratie förderten?

Der Unterzeichnete, der sich für ein festes Zusammenstehen aller staatserhaltenden Elemente jederzeit aufrichtig bemüht hat, glaubt die obigen, durchaus sachlich gehaltenen Ausführungen den Delegirten der Ordnungsparteien im Landtage, die, wie verlautet, am 7. dss. über die Stellung dieser Parteien zu einander bei den nächsten Landtagswahlen berathen sollen, vertrauensvoll zu ernsthafter Erwägung anheimgeben zu sollen.

Karl Biedermann.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 5. April.

Der **Reichstag** war auch am Sonnabend nicht im Stande, zu entscheiden, ob in Orten von mehr als 5000 Einwohnern **getrennte Geschäftsräume** für das Feilhalten von **Butter** und **Margarine** vorgeschrieben werden sollen. Man hatte diese Abstimmung auf eine späte Stunde verlegt und sich vorher mit allerlei Geschäftsordnungsfragen beschäftigt, in der Hoffnung, daß das Haus ausreichend beschlußfähig sein würde; aber als es zur Wiederholung der am Freitag verunglückten namentlichen Abstimmung kam, waren statt der erforderlichen 199 Abgeordneten nur 189, nur 2 mehr als am Tage zuvor, anwesend und das Haus somit abermals beschlußunfähig; es hatten 116 Mitglieder für die Trennung der Verkaufsräume gestimmt, 73 dagegen. Wie es scheint, hat man nunmehr die Hoffnung aufgegeben, vor den Osterferien ein beschlußfähiges Haus zusammenzubringen, denn die Vorlage ist für morgen nicht wieder auf die Tagesordnung gesetzt. — Vor dieser Verhandlung hatte sich das Haus mit der Frage beschäftigt, die bei der dritten Lesung des bürgerlichen Gesetzbuches angeregt worden war: ob es sich empfehle, in der **dritten Lesung** nach der Specialdiscussion nochmals eine **Generaldiscussion** zuzulassen. Die Geschäftsordnungscommission, deren Vorsitzender — auch das ist bezeichnend für den heutigen Reichstag — der Abg. **Singer** ist, hatte beantragt, eine solche „vierte Lesung", wie Herr v. Levetzow es zutreffend bezeichnete, zuzulassen, sobald 15 Mitglieder dies verlangen würden; aber außer den Socialdemokraten konnte sich Niemand dafür begeistern und der Antrag wurde an die Geschäftsordnungs-Commission zurückverwiesen. Dagegen gelangte ein Antrag zur Annahme, welcher bezweckte, dem Mißbrauch ein Ende zu machen, daß **Anträge auf namentliche Abstimmung** und dergleichen durch Zettel gestellt werden, auf denen zur Unterstützung auch die Namen **abwesender** Mitglieder verzeichnet sind; auf diese Weise ist es schon vorgekommen, daß die Verhandlungen tendenziös verschleppt wurden durch Anträge, zu deren Unterstützung nicht einmal die geschäftsordnungsmäßig erforderliche Zahl unter den Anwesenden bereit war. Es wurde, hier wieder charakteristischer Weise gegen den Widerspruch der Socialdemokraten, beschlossen, daß die Unterstützung derartiger Anträge künftig nur durch Aufstehen erfolgen darf. Für die Bestätigung der beiden Beschlüsse gegen das **Jesuitengesetz** in dritter Lesung war die Beschlußunfähigkeit angesichts der dafür sich erhebenden Majoritäten kein Hinderniß; es wurde sowohl der klerikale Antrag auf Aufhebung des ganzen Gesetzes, als der Antrag Rickert-Limburg auf Streichung des § 2 endgiltig genehmigt. Der **Bundesrath** hat also nun die Wahl, ob er das Jesuitengesetz mit einem Schlage aus der Welt schaffen, oder es so verstümmeln will, daß das Centrum demnächst seine volle Befestigung als selbstverständliche Consequenz der Verstümmelung fordern kann.

Ueber die **Stichwahl im Reichstagswahlkreise Schwetz** liegt heute das amtlich festgestellte Resultat vor. Von 14 931 abgegebenen giltigen Stimmen erhielt Rittergutsbesitzer v. Saß-Jaworski-Lippinken (Pole) 7972 und Rittergutsbesitzer **Holtz**-Parlin (Reichspartei) 6956 Stimmen. Ersterer ist mithin gewählt. Bei der großen Bedeutung, welche die Schwetzer Wahl für die nationalen Verhältnisse des preußischen Ostens hat, ist es nothwendig, auf die früheren Reichstagswahlen zurückzugehen. Stets hat in diesem Wahlkreise die Entscheidung auf des Messers Schneide gestanden. Zwei Legislaturperioden war der Wahlkreis früher schon polnisch im Reichstag vertreten, von 1874 bis 1877 und 1881 bis 1884. Beim ersten Mal siegte der Pole im ersten Wahlgange, beim letzten Mal in der Stichwahl. Von 1871 bis 1874 war der Kreis nationalliberal vertreten. Er wurde aber erst in der Stichwahl behauptet. Nach dem ersten polnischen Interregnum siegte 1877 und 1878 der in nächster Nähe ansässige, jetzt verstorbene conservative Gutsbesitzer v. Gordon, der dann 1884 in der Stichwahl dem Polen unterlag und 1887 wieder den Kreis eroberte. Von 1893 bis 1896 war der Kreis reichsparteilich vertreten. Der Abg. Holtz-Parlin behauptete 1893 das Mandat mit 200 Stimmen Mehrheit über den Polen v. Saß-Jaworski. Diese beiden Candidaten standen sich auch 1896 bei der ersten Ersatzwahl, wo Holtz erst in der Stichwahl siegte, und diesmal gegenüber. Jetzt hat der Pole den Wahlkreis und wird ihn, falls der Reichstag noch bis zum nächsten Jahr zusammenhält, für den Rest dieser und für die folgende Session vertreten. Niemals hat es sich in diesem Wahlkreis um etwas Anderes gehandelt, als um Deutsch oder Polnisch. Parteistreitigkeiten unter Deutschen sind schon mit dem ersten Wahlgang im Jahre 1870 als ein gefährlicher Luxus ein-für-alle Mal erledigt worden. Ferner ergiebt sich, wenn man die bisherigen Zahlen prüft, daß Wahlniederlagen früher stets nur durch deutsche Schlafheit verursacht worden sind; denn immer hat sich bei den Stichwahlen herausgestellt, daß deutsche Stimmen mehr vorhanden waren, als polnische im ersten Wahlgang aufgebracht wurden. Dazu hat die deutsche Bevölkerung vor der polnischen voraus, daß sie materiell besser situirt ist und intellectuell höher steht, um die nationale Tragweite der Wahl begreifen zu können. Bei der Stichwahl war diesmal der Pole dem Deutschen über an Agitationskraft und Menschenmaterial. Dagegen konnten alle Anstrengungen der Deutschen nicht aufkommen. Sind doch selbst auf Kosten polnischer, in Posen ansässiger Vereinigungen aus Königsberg polnische Maurer und Arbeiter für den Wahltag nach Schwetz zurückbefördert worden. Wie auf die Sachsengänger, die diesmal noch zu Hause waren, eingewirkt worden, ist bekannt. Außerdem haben die polnischen Grundbesitzer vereint mit dem Klerus in der bekannten Weise auf ihre Arbeiter und die in ihrer Umgebung ansässigen polnischen Besitzer und Gewerbetreibenden eingewirkt und sich auch nicht genirt, selbst verirrengte Deutsche einzuschüchtern. Aber auch damit ist der Ausgang der Schwetzer Wahl noch nicht zur Genüge erklärt. Die Zeiten haben sich gegen den Anfang der achtziger Jahre, wo zum letzten Male der Wahlkreis von einem Polen vertreten wurde, vollständig geändert. Die polnische Agitation hat seither einen Mitteistand herangezogen und die Massen so gründlich mobil gemacht, daß der alte Einfluß des deutschen Grundbesitzers selbst auf seinem Gute geschwunden ist. Der deutsche Kleingewerbetreibende in der Stadt wird systematisch in Schach gehalten, bis die „Birne reif" ist, bis ein polnischer Gewerbetreibender ihn ersetzen kann. Klerus, polnischer Grundbesitz und Gewerbetreibende bilden hierin eine geschlossene Marschcolonne. Vollständig unabhängig ist ihnen gegenüber meist nur der **preußische Beamte**. Er ist allein materiell im Stande, in die Front zu rücken, jederzeit rückhaltlos das Deutschthum zu vertreten und so in den Gegenden mit deutscher Minderheit das nationale Rückgrat zu bilden. Da kamen gerade in der kritischen Zeit, als der polnische Generalmarsch durch die Berufung eines Polen an die Spitze des Erzbisthums von Posen und Gnesen einen gewaltigen moralischen und materiellen Hinterhalt und Vorschub erhielt, die unsagbar unglückliche „**Versöhnungspolitik**", welche die nationale Energie der Streber unter den Beamten brach und der tüchtigen lähmte. Wenn es jetzt auch endlich anders geworden ist, die Schwetzer Wahl, welche für die Polen eine Stimmenzahl aufweist, die fast um 2000 über die Zahl hinausgeht, die jemals in diesem Kreise von einer Partei aufgebracht worden ist —, sie ist vor Allem die **Frucht jener Periode der Verirrung**. Eine Frucht, weitere werden folgen. Bei den nächsten Reichstagswahlen wird sich erweisen, wie in den östlichen Wahlkreisen die Massen marschiren, die früher still ihrem Tagwerk nachgingen und sich um Wahlagitation und polnisch-nationale Schmerzen des „Gospodarz" und „Pan Prowizcy" nicht kümmerten. Und diese Massen geben nicht nur bei der Wahl den Ausschlag, sie legen, wo sie es nur einigermaßen an Zahl mit der deutschen Bevölkerung aufnehmen können, dem deutschen Kleinbürgerthum in den Städten auch **materiell** die Schlinge um den Hals, langsam, aber sicher. Was die **Bluthat** betrifft, die in Verbindung mit der Wahlbewegung gebracht wird, so enthalten wir uns vorläufig des Urtheils, bis das Ergebniß der gerichtlichen Untersuchung vorliegt, und begnügen uns vorläufig damit, als Proben polnischer Agitation in Erinnerung zu bringen, daß in demselben Regierungsbezirk vor zwei Jahren in Stubm verhetzte Polen den **polnischen Pfarrer**, weil er deutsche Predigten eingerichtet, als Meineidigen mit einem Massenmeineid ins Zuchthaus zu bringen suchten, und daß in dem unweit von Schwetz gelegenen Graudenz bei der katholischen Kirchenwahl dem deutschen katholischen Pfarrer die Drohung: „Schlagt die deutschen Hunde todt!" von polnischen „Pfarrkindern" in das Gesicht geworfen wurde. Erweist es sich, daß die polnische Verhetzung nun sogar die Ermordung Deutscher als Endwirkung aufweist, dann wird die Regierung daraus mit aller Energie

Feuilleton.

Snowwittchen.

4] Roman von A. J. Mordtmann.

Nachdruck verboten.

Mauvillon erklärte, das Schreiben bleibe ihm immer noch unverständlich; etwas eingehender äußerte sich Lorenzen.

„Wenn ich mir erlauben darf, meine Ansicht auszusprechen" meinte er, „so würde ich sagen, daß der Brief eigentlich nur zur Einführung von Jemand geschrieben ist, der alles Weitere mündlich auseinander setzen sollte. Dieser andere kann natürlich nicht unsere Juanita sein, sondern ihre Mutter, die nun leider todt ist. Und da meine ich, daß der Herr Gerard der Einzige ist, der sich aus dem, was er weiß, einen Schlüssel zurechtschmieden kann."

„Sie meinen also, Juanita's Mutter wäre wirklich die Frau gewesen, die mit ihr an Bord der „Doña Loisa" war?" fragte Mauvillon zweifelnd.

„Sicherlich. Juanita sagte es ja auch selber."

„Das beweist nichts. Es könnte recht gut sein, daß sie sich irrte. Mir scheint es unmöglich, daß eine Mutter ihr Kind so verlassen sollte, wie es geschehen ist."

Gerard zuckte ungeduldig die Achseln. „Spanische Frauen! Die muß man kennen, lieber Ernst! Da hat eine jede wohl zehntausend Teufel im Leibe, aber nicht ein Atom Liebe zu ihren Kindern! Ich kenne die Sorte!"

Mauvillon war noch nicht überzeugt. „Sieh Dir einmal Juanita an", sagte er. „Wo ist da der Schmerz um ihre Mutter? Sie scheint den Verlust kaum zu spüren."

„Das erkläre ich mir sehr einfach. Sie hat ja ihre Mutter kaum gekannt. Der ist das Kind lästig gewesen; sie hat sie in ein Kloster zu Nonnen gethan und erst herausgeholt, als Williams Beide zu uns schicken wollte."

„Was Sie da sagen, stimmt ganz genau," schaltete Lorenzen ein. „Mit der Liebe zwischen Eltern und Kindern ist es da unten nicht weit her; bei den Frauen spielen immer nur die Männer die Hauptrolle. Aber doch möchte ich noch eins bemerken: an dem Verlassen des kleinen Mädchens mag die Frau am Ende gar nicht so viel Schuld haben. Denken Sie nur an die Lage. Es ist finstere Nacht und wüthender Sturm. Durch irgend etwas entsteht auf dem Schiff eine Panik. — Das sind ja keine deutschen Seeleute! — Das Schiff sinkt, und nun geht's in toller Hast ins Boot. Die Frau wird geweckt, hineingeworfen — und fort sind sie. Sie schreit vielleicht nach ihrem Kind, aber das kümmert die andern nicht — die Todesangst macht ja den Menschen zum Vieh — und sie fahren ab. Aber siehe da! sie alle müssen elendiglich versaufen, und die arme kleine Verlassene bleibt erhalten."

„Richtig, Capitain!" bekräftigte Gerard. „Sie treffen den Nagel auf den Kopf. Aber — aber —" er nahm den Brief und schüttelte ihn scherzhaft drohend gegen die beiden andern, „Maulwürfe seid Ihr doch! Wer seine Augen in die Tasche steckt, der kann freilich die Sonne am Himmel nicht sehen! Mir kam anfangs der Brief ganz sonderbar und die ganze Geschichte furchtbar verdächtig vor, und darum habe ich das Kind ausgefragt. Na, es stimmt schließlich doch einigermaßen zusammen, wenn's auch ein bischen verrückt ist! Aber warum eigentlich der Brief sonderbar ist, die Hauptsache also, das habt Ihr doch nicht bemerkt."

„Die Hauptsache?"

„Was für ein Datum steht hier, Mehlwurm?" fragte Gerard, seinem Schwager den Brief hinüberreichend.

„Wahrhaftig! Wie kann man nur so blind sein!" rief Mauvillon erschrocken. „Der Brief ist ja vom Jahre 1889 datirt — beinah zehn Jahre alt!"

„So scheint es," erwiderte Gerard gleichmüthig; „aber obgleich ich den hirnverbrannten Unsinn gleich gesehen habe, bin ich doch zu der Meinung gekommen, daß die Sache in Ordnung ist."

„Aber Philipp, das ist ja gar nicht möglich! Die kleine Juanita ist höchstens sechs Jahre alt, und der Brief ist vor zehn Jahren geschrieben."

„Unsinn! Du hockst nur immer hinter den Büchern wie ein melancholisches Nashorn, und weil Du jeden Schreibfehler für ein Verbrechen gegen die göttliche Ordnung der Dinge hältst, will es Dir nicht einleuchten, daß verständigere Leute sich einmal verschreiben können."

„Du meinst die Zahl 3 wäre ein Schreibfehler?"

„Natürlich. Manche Menschen schreiben mehr falsche Zahlen als richtige. So einer ist mein alter Freund Williams."

Mauvillon war nicht überzeugt, aber er schwieg. Wie immer die Sache mit Juanita sich verhalten mochte, es blieb jetzt nichts Anderes übrig, als sie vorläufig bei Gerard unterzubringen. Mauvillon wandte sich also einem anderen Gegenstande zu und fragte:

„Williams spricht von einem kleinen Dienste, den er Dir geleistet hat — ist das richtig?"

„Nein — denn er hat mir einen sehr großen Dienst geleistet", entgegnete Gerard. „Die Sache will ich Euch noch in aller Kürze erzählen. Das war in Tarifa, einem kleinen, von Gott und allen guten Geistern verlassenen Hundeloch in der Nähe von Gibraltar. Ein schmutziges, langweiliges, verkommenes Nest — aber Eins hat es, die schönsten Frauen der Erde, Frauen, die der Herrgott, als er einmal besonders gut gelaunt gewesen sein mag, aus seiner Schöpferhand hervorgehen ließ. Ein Beispiel habt Ihr an Juanita: Das ist eine echte Tarifenina, dergleichen auch ihre Mutter gewesen ist. Das muß ein Erbtheil des arabischen Blutes sein, dies Schlanke, Graziöse, daß, wenn man so ein Weib dahinwandeln sieht, als wäre der ganze Erdboden nur ein Tanzplatz für ihre winzigen Füßchen, man gleich vor unsinniger Verliebtheit an den Wänden hinaufkrabbeln möchte."

„Wenn ich das gewußt hätte", fiel Mauvillon lachend ein, „so hätte ich Dich damals nicht allein hinreisen lassen. Aber davon hast Du mir nie erzählt."

„Aus guten Gründen. In Tarifa — aber Sie müssen wissen, warum ich dahin kam, Capitain. In der Nähe war unsere Bark „Atlas" aufgelaufen und der Capitain am Fieber gestorben. Da mußte ich selbst hin, um nach dem Rechten zu sehen — ich war damals in Valencia, und so wars ganz bequem. Williams war — Gott mag wissen, wie — als englischer Consularagent hin verschlagen worden, und da lernte ich ihn kennen. Aber unsere Freundschaft war von kurzer Dauer. Der Alcalde, ein ganz infamer, schwarzbrauner Halunke, hatte eine Tochter, Juanita, eins von den schönsten tarifanischen Teufelsmädchen, und in die verliebten wir uns alle beide ganz elend. Darüber kam es zwischen uns zu bösen Worten, und da das Mädchen es verstand, jeden von uns hinzuhalten, wie es die Töchter Satans alle verstehen — ich sage Euch, Capitain Lorenzen, grinst nicht so, sondern hütet Euch davor."

„Bin seit vierzig Jahren verheirathet, Herr Gerard", lachte Lorenzen, „und habe eine Enkelin, die selbst schon Braut ist. Da haben Einem die Töchter Satans nicht viel mehr an."

„Alter schützt vor Thorheit nicht, Ihr Grünschnabel. Also weiter. Jeder von uns hätte den andern erwerben mögen. Nun aber begab es sich eines Tages, daß Juanita sich mit Williams über irgend eine verrückte Kleinigkeit zankte, und ihm rund heraussagte, sie wollte nichts mehr von ihm wissen und würde mich zum Manne nehmen. Da lief er davon wie ein Unkluger, und wenn er nicht bedacht hätte, daß es für einen englischen Consul unziemlich sei, durch den Strick zu endigen, so hätte er sich flugs an den ersten besten Orangenbaum aufgehängt."

„Da er das nun nicht konnte, so betrank er sich jämmerlich in einer Kneipe an dem elenden Schnaps, den sie da haben, und schlief darüber ein. Wie er nun da lag und schnarchte, kamen und gingen andere Gäste, und wie er aufwachte in halbem Dusel, hatten sie ihn auf eine Bank gelegt im Dunkel der Nacht. Da belauschte er denn ungesehen ein Gespräch von zwei Kerlen, die es auf mich abgesehen hatten und mich abmurksen wollten im Einverständniß mit dem Schurken von Alcalden, der nicht haben wollte, daß seine Tochter einen Ketzer heirathe."

„Mein Williams hatte in seiner Trunkenheit doch noch Verstand genug, sich nicht zu rühren. Er wartete, bis die andern fortgingen und dann blieb er noch eine ganze Weile liegen, ehe er aufstand und sich entfernte. Und dann vollführten alle Teufel der Hölle in seinem Herzen einen Kampf mit den Engeln, die darin noch sein mochten von früher her. Wenn die Banditen mich todtschlugen, dann war Juanita sein; denn er hatte ihr längst versprochen, und ihr Halunke von Vater wußte es, daß er ihretwegen seinem evangelischen Bekenntniß entsagen würde. Ihr beiden Oelgötzen mögt jetzt leicht den Stab über Williams brechen; aber wenn Ihr Juanita gekannt hättet und wüßtet, wie Einem solche Mädchen alle Sinne und alle Gedanken, was von Verstand im Kopfe und von Phantasie im Herzen steckt, gefangen nehmen und in ihren Zauberkreis bannen, daß Einem darüber Erde und Himmel und Hölle und Seligkeit zum Gespött werden — dann würdet Ihr anders reden, sage ich Euch!"

„Wie nun alle bösen Geister in Williams rangen und nahe daran waren, ihn niederzuzwingen, stieg in dem Dunst und Dampf, der ihn umnebelte — er hat es mir später selbst erzählt — das Bild seines Vaters vor ihm auf, wie er ihm beim Scheiden nach Weise der alten Patriarchen seinen Segen gegeben hatte, und wie unter dem dichten weißen Haar des alten Mannes die blauen Augen so scharf und doch so mild ihn angesehen hatten, indem er sagte: Wenn wir uns wiedersehen, mein Sohn, sorge, daß Du nicht Deine Augen vor mir niederzuschlagen brauchst."

„Da wurde ihm heiß und kalt zu Sinne. Er eilte heim, steckte seine Pistole zu sich und stürzte nach dem